

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 91 (1965)
Heft: 32

Rubrik: Ghaue oder gschtoche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



«Wenn zwei dasselbe tun»

Unter diesem Titel äusserte ich meine Gedanken zur Publizität, welche die Brugger Schundliteratur-Verbrennung gefunden hat. Ich äusserte die Meinung, Bücherverbrennungen, auch wenn es angeblich um Schund ging, seien immer gefährlich, so daß eine heftige Reaktion beunruhigter Kreise nicht unverstänlich sei. Andererseits hielt ich dafür, daß der, welcher gegen die sicher gut gemeinte Brugger Aktion vom Leder zog, es nicht dabei bewenden lassen dürfe, sondern gleich auch etwas für den Kampf gegen den Schund tun sollte.

Eine der Möglichkeiten wäre zum Beispiel, die Verbreitung guter Jugendliteratur zu fördern und damit dem Schund das Wasser abzugraben. Ein wichtiges Mittel für die Verbreitung guter Literatur sind die Jugendbuchverzeichnisse und Jahrbücher, welche z. B. von der Kantonalen Kommission für Jugend- und Volksbibliotheken Zürich oder der Schweizerische Bund für Jugendliteratur in vorbildlicher Weise herausgeben.

Und gerade aus diesen Kreisen erfahre ich nun, daß sie seit Jahren unter Geldsorgen leiden und daß leider das Betriebskapital für Jugendbuchverzeichnisse und Jahrbücher fehlt, daß ein Jahrbuch für

die Oberstufe (mit Abschnitten aus guten Büchern) noch fehle, daß jedem Volksschüler alle zwei Jahre ein solches abgegeben werden sollte, daß sie leichter zu finanzieren wären, wenn auch andere Kantone sich daran beteiligten ... Es gäbe also genug Gelegenheiten, zu helfen, nicht nur zu meckern.

Und es darf wieder einmal daran erinnert werden: Die anschwellenden Fluten billiger Schundliteratur sind eine Gefahr für unsere Jugend. Diese Gefahr läßt sich wenn nicht völlig bannen, so doch stark mildern dadurch, daß man billige, aber gute jugendgemäße Literatur an die Jungen heranträgt. Das zu tun ist nicht schwer, nur kostet es Geld.

Es brauchte also keine Schundbücherverbrennungen, und es brauchte auch keine ständigen Unkenrufe über die sittliche Verrohung unserer Jugend durch Schundliteratur.

Was wir allenfalls brauchten, das wäre ein massiver Zollzuschlag auf die importierten Schundhefte – einerseits. Andererseits etwas mehr Mittel, um das gute Jugendbuch zu fördern und zu verbilligen und an die Kinder heranzubringen.

Mit Geld kann man nicht alles machen, gewiß. Aber in diesem Fall schon!

Widder

Zu Straßburg auf der Schanz

... da fing bekanntlich sein Trauern an, das berühmte Heimweh des Schweizer Söldners, der drüben das Alphorn wohl anstimmen hörte und deshalb, einem unwiderstehlichen Drange folgend, ins Vaterland hin-

überschwimmen wollte. Das ging nicht an!

Das sentimentale Lied ist zwar etwas aus der Mode gekommen; aber darauf, daß die Heimatverbundenheit des Schweizer größer sei als

die anderer Völker – darauf bilden wir uns doch noch immer etwas ein. Ist das überhaupt so? Haben wir da noch immer ein Monopol? Angesichts des Verhaltens der Scharen von Gastarbeitern aus unserem südlichen Nachbarland möchte man fast daran zu zweifeln anfangen. So, wie der Schweizer auf der Straßburger Schanz, so steht der italienische Muratore auf dem Perron I. So, wie der junge Schweizer 'hinüber' blickte und vor Heimweh nicht mehr aus und ein wußte, so blickt der junge Italiener wenigstens die Wagenplakate an, auf denen zu lesen steht 'Chiasso-Milano-Bologna' oder 'Venezia' oder 'Roma'. Südwärts 'hinüberzuschwimmen' versucht er nicht, dazu ist unsere Zeit geographisch zu aufgeklärt. Aber er träumt davon: Ich brauchte ja bloß an den Schalter zu gehen und zu verlangen: «Pavia, corsa semplice. Quanto costa?» Und dann könnte ich in den nächsten Zug einsteigen. Und über Nacht durch den San Gottardo, in Milano umsteigen, und mit dem Mittagszug, in dem am Samstag il mio fratello sitzt, käme ich dann zu Hause an. Die würden schauen! Mamma mia! Ich darf nicht vergessen, daß ich noch zwei Jahre sparen muß, um mir dann mit eigener Hand das Häuschen bauen zu können auf dem Land, das ich geerbt habe. – Und dann geht er ins Ristorante und trinkt ausnahmsweise einen

mezzolitro di Valpolicella, da man ja hierzulande den richtigen, den echten, den erdig-fruchtigen Nostromo del mio paese doch nicht bekommt. Mamma mia! Wie lange geht's eigentlich noch bis Weihnachten? Schnell nachrechnen: settembre, ottobre, novembre, dicembre ... cinque mesi! Das Heimweh und der Valpolicella sind schuld am fadenziehenden Canto, den er auf dem Heimweg in die stillen Gassen singt.

Gerade wir Schweizer mit nationalem Heimwehpatent, gerade wir sollten auch unseren südlichen Gästen das Recht auf Heimweh nicht bestreiten. Auch wenn sie ab und zu viel zu laut sentimentale Lieder singen, wenn sie später heimkommen. Auch wenn sie, als Gegenmittel gegen das Heimweh, sich gegen die hoheitsvollen Gastgeber abkapseln. Und insbesondere: weil sie ja nie wissen, wann das Damoklesschwert der Ausweisung ihnen auf den Nacken fällt. Sie haben's nicht immer ganz leicht, unsere Italiani. Dabei gibt es Schweizer, die komplexeshalber zum Psychiater gehen, weil sie die 'unzähligen Tschinggen' bei uns nicht vertragen; die mitten im eigenen Land Heimweh bekommen; oder die hysterisch werden. Ein Psychiatrie-Professor hat kürzlich von solchen Heim-Heimwehpatienten berichtet. Die sollten einmal ein paar Jahrlein fremde Luft atmen!

Pique

«Das Schaf im Topf»

Das tönt wie der Titel zu einem Kriminal- oder Gespensterroman. Ist es aber nicht. Wer unliterarisch denkt und liest, stellt sich vielleicht eingepökeltes Schafffleisch vor. Ist aber schief gewickelt. In Wirklichkeit handelt es sich nämlich um eine danebengeratene Formulierung in einer Erklärung des Schweizerischen Hauseigentümerverbandes. Danebengeraten, weil zwei Sprach-

bilder – das von den schwarzen Schafen (als Gegenstück zu den weißen) und das vom In-einen-Topf-werfen (statt sauber sortiert in verschiedene Töpfe) durch Ideenassoziation miteinander vermengt wurden. So daß der ungemütliche Satz und Zustand entstand: «Die große Mehrheit der verantwortungsbewußten Hauseigentümer wehrt sich dagegen, mit den schwarzen

Der Corner



Zum Abschluß seiner Reise durch die Sowjetunion betonte der jugoslawische Präsident Tito die Uebereinstimmung der sowjetrussischen und der jugoslawischen Haltung in allen internationalen Fragen.

On revient halt doch schließlich immer wieder à ses premiers amours. Und dabei waren die beiden einmal wie Hund und Katz – respektive wie Moskau und Peking. Wir tun wohl gut daran, eine Parallele wenigstens nicht als unmöglich zu betrachten. left Back

Schafen in einen Topf geworfen zu werden.»

Sonst aber, das heißt außerhalb der sprachlichen Verballhornung, hat der Hauseigentümerverband ganz recht, wenn er seine braven oder weißen Schafe nicht wehrlos der Anschwärzung durch Drucker-schwärze aussetzen läßt, und wenn er seine Böcke oder schwarzen Schafe einzeln beim Namen genannt wissen will und nicht herdenweise abschlachten oder mit den weißen in eine Hürde pferchen läßt. Nachdem in verschiedenen Zeitungen Fälle von übersetzten Mietzins-erhöhungen oder ungerechtfertigten Kündigungen angeprangert worden sind, ohne aber die Sünder beim Namen zu nennen, erklärt sich der Schweizerische Hauseigentümerverband bereit zu einer neutralen Untersuchung der beanstandeten Fälle, verlangt aber «im Interesse einer genauen objektiven Abklärung des genauen Tatbestandes», daß der neutralen Untersuchungsinstanz «Name und Adresse der

angeblichen Sünder» bekannt gegeben werden. Von diesem mit offenem Visier zur Auseinandersetzung Antreten der Parteien verspricht sich der Hauseigentümerverband mehr Erfolg im Kampf gegen Mißstände als durch die Anprangerung eines anonymen (namenlosen) Missetäters.

Wer weiß, wie leichtfertig Verdächtigungen und Anklagen gegen «Man» erhoben werden, wer schon erfahren hat, wie leichtgläubig und ungeprüft gewisse Leute Man-sagt-Berichte weiterverbreiten, muß dem Hauseigentümerverband beipflichten, wenn er sich gegen «Brunnenvergiftung» zur Wehr setzt und verlangt, daß der Ankläger den Angeschuldigten beim Namen nennt. Mit Verallgemeinerungen machen nur die Feiglinge und Hinterrückler Geschichte. Der aufrichtig um Recht und Ordnung besorgte Vater und Staatsbürger nennt das Kind beim Namen.

Philipp Pfefferkorn

Die Waffe in der Hand

Willy Brandt, der sympathische Berliner Bürgermeister, steht im Feuer des bundesrepublikanischen Wahlkampfes. Das bedeutet und bedingt allerlei. So muß er – behaupten die Wahlstrategen – immer gut rasiert sein und eine «farbige Krawatte zelebrieren». Nun kann freilich ein Mann mit Bartstoppeln und offenem Kragen ein genialer Politiker sein. Aber wird er gewählt, wenn die Stimmbürgerinnen nicht nur in der Mehrzahl sind, sondern sich ihr unerschütterliches Urteil am Bildschirm holen? Den Wählern zuliebe, auch den männlichen, muß ein Kandidat im heißesten Sommer einiges auf sich nehmen. Nun, Brandt war in Norwegen Widerstandskämpfer und ist sich an Strapazen verschiedenster Art gewöhnt.

Eben ja – deshalb schreibe ich. Rut Brandt, seine Frau, hat nämlich soeben etwas dementiert. Sie erwiderte auf einen öffentlichen Vorwurf, der Brandts Emigrantenda-

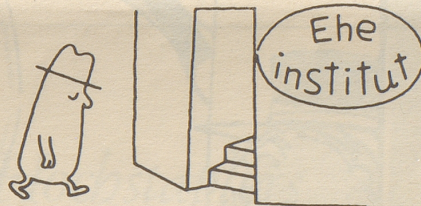
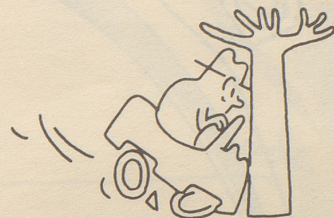
sein visierte: «Nie» habe ihr Gatte in der Zeit seiner Widerstandsarbeit «die Waffe gegen Deutsche erhoben».

Darüber muß ich viel nachdenken. Die Deutschen, ausgenommen die Vorbildlichen wie Brandt, waren damals Nazi. Sie hatten eine Waffe in der Hand, und sie schossen erbarmungslos auf Demokraten überall in der Welt. Es war damals keine Schande, es war traurige Pflicht und blutiger Ernst, «gegen Deutsche» die Waffe zu erheben. Jene, die es taten, haben uns verteidigt.

Wie es mit Brandt selber war, weiß ich nicht. Selbstverständlich konnte man auch ohne blanke Waffe in der Hand im Widerstand tätig sein. Ich sage hier auch garnichts gegen Brandt. Aber ich denke nach über ein Volk, dem man dadurch Stimmen abgewinnt, daß man bestätigt: «Nie» habe man ... undsoweiter. Eigentlich sollte die «Waffe in der Hand» gegen Hitler und seine Genossen ein erstrangiger Wahlschlager sein; daß man die genannte Waffe dementieren, oder daß man sich hinterher (allenfalls) noch dafür entschuldigen muß, um (allenfalls) gewählt zu werden – das gefällt mir nicht.

Möglicherweise hat aber Frau Rut ihre Deutschen völlig falsch eingeschätzt.

Christian Schaukelbühler



Bezugsquellen durch: Brauerei Uster